

Erscheint täglich

„Die Schmiere“

Novelle von Otto Stoëffl.

7. Fortsetzung.

Nachdruck verboten.

Dazu ein Chor von Statisten, schreienden Kindern, musizierenden Gesellen, auszuführenden Kellnern unter einem Geräusch von Wein, Bier, Speise, Petroleum und Hanfseilen. Schon war Ingomar mitten in diesem unwillkürlichen Trubel, als er von weitem den blauen Schiefer flattern und seine Schöne einsteigen sah. Nicht nur ihr Dheim war bei ihr, sondern auch ein hoher, statlicher und stichtlich reicher Cavalier mit einem prächtigen englischen braunen Schafwollmantel, welchem Filzhut und buntehafter, ansehnlicher Schächer, kurz mit einer Sammlung von Eigenschaften und Zubehör, die ihn von vorderehin verdächtig und zugleich hochachtungswürdig machten. Ingomar verstand sich als Schauspieler auf diese Garbe und der Charakter, den sie zugleich fohert und ausbrückt, ja, erlascht, den Gentleman. Mit ruhiger, betnache hohetisvoller Selbstverhändlichkeit umgab dieser Fremdling die Schmachende wie mit einer unabhagbaren Atmosphäre von Reichtum, Unabkämtheit und Selbstgenügen. Er versorgte sie mit allem eidentlichen Nötigen, das heißt auf seinen Wink wurde alles zur Stelle gebracht. Ein Liegestuhl am geeigneten Plage, so daß man die vorbeiziehende Landstraße in bequemer Haltung sehen, auf einem Stühlchen wurde eine Platte mit Wein, Schokolade, kaltem Braten, Obst hingestellt. Dazu nahmen der Gentleman und der Dheim rechts und links ihre Sitze ein, so daß die Schmachende zwischen zwei Platinen gesüßigt dalag und kelenbergnüßig schmachten konnte. Das tat sie denn auch auf die unterstämteste Weise, indem sie in die eben härter aufglühende Morgenröte hinaufstarrte, dann einem Sederz des Gentlemans mit halbem Ohre horend, halb im Traum vor sich hinachte, die Beine über die ganze Länge des Liegestuhls ausstreckte, dann wieder kagenhaft einzog. Man hätte sie nur so schurren hören mögen vor Zufriedenheit. Ingomar nahm in der Nähe an einem Posten Aufstellung, wo er in ganzer Figur und guter Haltung auf, auf beschiedener Tracht inmehrin Eindruck machen konnte. Denn schließlich braudte sich ein Künstler von einem Nur-Gentleman keineswegs beschnämen zu lassen, wenn der Blick, der beide beobachtet, die höhere Menschlichkeit und Bedeutung eben zu erkennen und zu würdigen weiß. Ingomar fühlte, daß er einen ganzen Menschen, eine Gattung Mensch für sich vorstellte, dafür sogar verantwortlich sei, betnache loszulegen vor Gottes Richterstuhl. Er selbst beherrschte darum seine Züge, das zugleich Weibliche, Kiehbende und Triumpierende des Blickes, ein Vädeln des Mundes, tragend und überlegen, das sich eben so leicht in Schwärzerei wie in Bitterkeit erhöhen oder vertiehen konnte, eine Haltung des leicht zurückgebeugten Kopfes mit dem vollen braunen Haar, die Entschiedenheit und Sicherheit, Sichgehenlassen und Festigung darstellte. Sein Anzug war nachlässig und über die bürgerliche Korrektheit des andern erhaben. Den Hut trug er in der Hand, einestills weil sein Haar in der Brille wie eine braune Flamme im Wind flirrend wehte, also nicht wirken mußte, anderenteils weil die Kopfbedeckung am meisten die unzulänglichen Mittel verriet, mit denen er sich behelfen mußte, und daß sie in Regia und Sonne ohne Schirm, in Staub und Schmutz im Dienst herabgekommen war. Vektor adtekte seinen Herrn augenblicklich nicht so sehr, um sich kleine vorstichtige aber eigentlich schamlose Streifereien nach Gharkeiten auf eigene Faust hieshin oder dorthin zu verjagen. So kam er für diese Szene nicht in Betracht und zur Geltung, die gewissermaßen moralologisch dargestellt wurde. Lange Zeit bemerkte die Schmachende den mahnenden, hochachtungsvollen, schwermütig Begunnenen an seinem Plahle gar nicht, weil sie mit den beiden Herren ihrer Gesellschaft lebhaft pfehend die Uferlandschaft würdigte, die sich in gefällig langsame Bewegung, ein Bild mächtigen ins andere überleitend, vor den Augen der Ruhenden entfaltete. Oder die Schläue tat so, als bemerkte sie ihn nicht. In der Wirkung kam es auf das beste hinaus. Endlich konnte sie freilich nicht umhin, auch einmal anderswohin zu schauen, als auf die Bäume und Berge. Da beulte er sich, ihrem Auge richtig zu begegnen, und legte in seinen Blick allen nur in einer Sekunde möglichen Ausdruck von Besgefchlichkeit, Vertrauenswürdigkeit, Zusammengehörigkeit und so weiter, als seien sie beide längst schon ein nur durch den fatalen Unbederzid: Raum getrenntes Doppelwort. Aber nun denke man: sein Blick traf ins Beere, der Unbederzid traf das andere Wort nicht mehr an seiner Stelle, sie sah ihn zwar an, aber sie sah ihn nicht zu erkennen, das heißt sie gab ihm zu verstehen, daß sie ihn nicht kannte, noch erkannte, daß er für sie ein fremdes, beliebiges, wenn schon nicht unbeliebtes, ein gleichgültiges Mitbewesen war, nicht ein Mitreiseförderer, Mitlebenverföchter. Sie hatte eine Art, die schwarzen Augen zu öffnen und dabei die Seele dahinter zu verschließen, um die sie der arme Schauspieler hätte beneiden können, wenn er an Kunst bei dem vorliegenden kleinen Trauerspiel hätte denken können, dessen letzte Szenen — Daphnen, Schauen und Angeföhren werden — er hier aufzuführen, mit sich aufzuführen lassen mußte. Er schämte sich, wie er dastand und gehen wurde, ohne zu einem eidentlichen Bemerkendeben zugelassen zu sein. Ein ungelehrter Sankt Sebastian an Plah, der ge-

martet wird, indem man ihm die hohlen Pfeile entzieht. Er wartete auf einen zweiten Blick. Der war aber nicht besser als der erste. Ingomar fühlte sich so durchföhren von dieser Käste, daß er seine Haltung aufgab und müde, verdrossen über das Defz zu wandern anfang. Auch das war nicht leicht, denn es gab allenthalben Hindernisse: Liegeföhle, Höder, Sperrquader, Koffer, Kinder und Große. Er wollte noch nicht alle Hoffnung aufgeben, vielleicht konnte er ihr bei einer besseren Gelegenheit besser begegnen. Er fand seinen Weg genau an ihr und ihren Beschühern vorbei. Er streifte sie betnache. Der Gentleman sah über ihn hinweg, der Dntel dachte nicht an ihn, die Schmachende zeigte ein verdrießliches Gesicht. Nein, sie kannte ihn nicht, sie hatte es so beschloffen, die Glende, diese gewissenlose Verföhlerin, die ihn richtig aus seinem sicheren Gange herausgedreht und als einzelnen Faden um ihren Finger bis hierher gewickelt hatte. Jetzt war sie diesen Faden weg und drehte bereits mit allem Behagen an einem neuen: Gentleman! Ingomar hatte nicht übel Lust, mit diesem Selbstvergügnen anzubinden, um ihm irgendeine Wahrheit dieses Weib betreffend an den Kopf zu werfen. Aber er besann sich zeitig seiner Menschenwürde und verschmähte den Streit. Zudem war der Kerl besser genährt als er, mithin zum Siege bestimmt. Hatte Ingomar nicht schon Schaben genug an seiner bereitwilligen Phantastie erlitten, um Schluss zu machen?

Das Schiff legte bei einer ganz fremden Station an: Hier ist gewiß auch eine lebenswerte Gegend, und aller Vermutung nach wird es auch hier nicht mehr Glende geben als sonstwo, dachte Ingomar, pißf seinem Vektor und verteilte zu seiner eigenen Ueberzeugung über einen so eiligen Entschluß das Schiff. Dabei winkte er noch der Schmachenden mit einem höhnisch-ehrerbietigen Grüße, den sie ebenföhrenig erwiderte, wie alle bisherigen Grüße auf der Fahrt.

Nun stand er also in der Fremde mit seinem Hund allein, inmitten der neuergerigen Menge, die musternd die Aussteigenden umringte und den Einsteigenden nachblickte. Er drang eilig durch den Haufen und gewann die Landstraße, einen so heißen Joch und solche Verachtung im Herzen, daß es ihn gelüste, seine Arme und Hände und Beine zu brauchen, um über irgend etwas herzufallen. Die Bestimmung, die ihm jetzt kam, stellte ihm auch keine nachste Zukunft bedrohlich genug vor. Er hatte gerade nur noch so viel Geld in seiner Börse und Briefstache, um knapp ein paar Tausend Ordentliches verdienen zu können, bis er wieder etwas Ordentliches verdienen würde. In diesen paar Tagen durfte er aber beliebige keine Seitenprünge machen. Nicht etwa eine Reise nach zwei elenden Besföhreninnenaugen unternehmen, nicht einmal zwei Mahlzeiten im Tag und kein eidentliches Nachquartier, sondern nur bei Mutter Grün und Vater Gelegenheit, im Heu oder in einem Wald- und Raubwinkel. War aber mit all dieser Vorsicht das weitere Leben, das sogenannte nadtete Leben — es vor ihm schon bei diesem Eigenschaftswort — gejehter und gewonnen? Wohin sollte er denn gehen, was suchen und unternehmen? So gingen die Abenteurer auf dieser Welt des Brenn und Aber, des Verzögertes und der moralischen Sicherheiten, der genauen Rechnungen aus, bevor sie sich anfangen hatten. Anstatt, daß einer das Wunder wahrnehmen durfte, sich auf dem Namel seiner Wünsche in das ferne blaue Land der Einbildung zu begeben ohne Fahrkarte und geföhrenden Aufenthaltsausweis, anstatt daß einer das kümmerliche Denken auf Urlaub schicken durfte, um sich von mächtigen Geföhlen tragen zu lassen, warf ihm der erste Windstoß gleich zu Boden, ließ ihm die Nase gegen die Härte und lehnte ihn Kanten. Lehrt Not beuten? Sie lehrt nur flüchtig überlegen, beuten wäre tröflicher, aber er hatte um eine Schmachende gebetet, um zwei dunkle Augen, um ein verflucht schönes Lächeln, und das hatte nur den Erfolg gehabt, daß er jetzt zu denken besam.

Er überlegte, ob er etwa an die Ueberackerin telegraphieren sollte: Alles verloren, hier bin ich oder so ähnlich. Vielleicht würde sie ihn auslösen, ihm das Fahrgeble schicken, und er konnte wieder im modernen Ensemble erscheinen. Aber das wüerte ihn an, nicht nur weil er sich vor dem ganzen schöhnen Ort am Salzammergutsee und vor den Schauspielerkollegen und vor jedem Bekannten und Unbekannten dort in die tiefste Seele hinein schämte als blamierter, genarrter Oukundinewelt, sondern, weil ihm mit der Neae auch ein blutiger Zweifel an diesem ganzen bisherigen Gesöhste des Edeins aufgeltigen war, das er als Kunst mit selbstverföhndlichem Stolge und Ijusagen von Natur aus betreiben hatte, als sei es gerechtfertigt und gut. Er hatte diese Kunst leicht genommen und war dabei selber zu leicht. Darum erziehen sie ihm jetzt — wahr oder unwahr — als eine arge Frage des Eidentlichen, das sie meinte oder wollte. Darstellend und Kunde des Menschen und der Seele durch ein würdiges Werkzeug. Wer mit einer Schmiere umherzog und der noch beim ersten Anblitz davonstief, hatte bei der Kunst nichts zu suchen. Er mochte wohl das Talent haben, jedoch der Charakter fehlte ihm. Er hätte wissen müssen, daß man als Künstler sich am Edekte zu jätigen hat, an den Vorkellungen des Geföhls, an den bewußenden Gedanken der Erfüllung, am Wort, daß man aber ein elender Narr ist, wenn man die Abenteurer dar erleben, jeden Blick wirklich nehmen und eine Schmachende anders erobern wäl, als im hohen Traum des ersten Schauens

zwischen Himmel und Erde. Er hatte Wirklichkeit haben wollen, statt Schein, Tatsache statt Einbildung, so gehörte er in die Hölle der Wirklichkeit, nicht in die wunderbaren Himmel der Lüge und Einbildung. Ihm war es nicht mehr gelang, in irgendeinem dampfen Theateraal mit einer jetztjährigen armenigen Parthita und zwei härtigen Lectoren den „Sohn der Widnis“ zu erleben oder die ungeheure Widnis der „Käuber“ oder der „Kabale“ oder die muntere Lüge irgendwelcher geföhlligen Gattung. Ihm war der Horrorschein der Einbildung der Schimmer des selbstverföhndlichen Luns und Glaubens und Müßens, des eidentlichen Spieles und Ernstes vom Haupt genommen, er war wie ein gestöhrteter Engel des Herrn in die Finsternis des Ja, Ja, Nein, Nein, der logischen, wahrhaften, wirklichen Hölle verjezt worden. Nun war es nur recht und billig, daß er sich hier ordentlich läuterte. Er braunte ordentlich nach läuternder gemeiner Arbeit. Nicht daß er sie höher stellte als seine leichtföhrende Kunst, im Gegenteil, aber er fühlte sich ihrer schuldig, mit Arbeit fröhbar. Er wollte seine Arme, Beine, Muskein, jedes einzeln, spüren und mit Beschäftigung strafen, als könne er diese arge Welt umwerfen und einreiben.

So wanderte er denn grümmig entschlossen neben seinem von solchen Zweifeln vermutlich nicht beirrten Vektor über die Landstraße, durch kleine Ortschaften mit Obstbäumen und legen äppig blühenden Georginen und Dahlien und an manchen sanft oder steil ansteigenden Weingeländen vorbei. Nirgend sah man ihn zu bemerken, in den Häusern alles ausgeföhren, denn es war volle Arbeitszeit und die Leute auswärts. Höchstens daß ihn eine ganz verbildete Alte oder ein noch nicht vernünftiges, flachhaariges, kleines Weien unverföhndlich ansah, wenn er kräftig hindurchging, denn es war ihm zumute, als sei er vom Bodenloste, aus dem lüftig unwahren Bezirk nun auf die Erde gelangt und gelandet.

(Schluß folgt.)

Oh, diese Weiber.

Stiße von Paul Blis.

(Nachdruck verboten.)

Der Vater hatte ein gutes Gesöhst gemacht und unversehrt die Felder zuhause gelassen, im letzten Augenblick eine unversehrtete Freude zu machen. Als Karl die im Hause so selten gewordene Sahjähre bekam, glöhsten seine Augen in heller Freude, und dankbar brüdete er dem Vater die Hand. Fritz, der Jüngere, aber sprang jubelnd empor, rief dem Vater die Tafel aus der Hand, rief, „schönen Dank“ und lief jauchzend, so daß alle erlauten waren. „Wohin rennt denn der Bengel so eilig?“ fragte der Vater. Doch keiner wußte es.

Nur Karl ahnte es, aber er ließ sich nichts anmerken, und sobald er unauffällig entschüpfen konnte, ging auch er hinaus. Und richtig. Im Garten traf er Fritz. An der Hecke des Nachbargartens hohdte er und bestaunte seine Schokolade. Karl lächelte heimlich, — er wußte schon Bescheid, — doch wieder beherrschte er sich. Ruhig legte er sich zu dem Bruder und fragte: „Nun, wie schmeckt sie?“ Der wurde ganz rot, schüßte einen Augenblick, dann aber erwiderte er fast tröhlig: „Hab noch nicht geföhlet.“

Erkannt hat der Aeltere auf: „Was ist das denn nicht?“ „Ich will doch länger was davon haben!“ Franz es jetzt erregt zurück. Da lächelte Karl spöttelnd, wüerte seine Schokolade aus, brach ein Stück ab und verzehrte es. „Namos schmeckt sie, das kann ich dir sagen!“ Fritz starrte den Bruder an. Das Wasser lief ihm im Munde zusammen. Aber er machte sich harl. Und Karl brach lächelnd ein zweites Stück ab und steckte es schmachend in den Mund. „So fohle doch mal!“

„Ich will aber nicht.“ Jetzt lachte der Aeltere auf. „Du Affe! Bildest du dir wirklich ein, daß Grete auf deine Schokolade wartet?“ Fritz glöhte purpurrot auf, bis die Zähne zusammen, aber er schwieg. Und Karl verzehrte behaglich ein drittes Stück Schokolade.

Da hielt auch Fritz es nicht länger aus, jetzt bekam auch er seine Tafel anzunehmen, und da sie herrlich schmeckte, war sie bereits in einigen Minuten halb verzehrt. Mößlich ersehen im Nachbargarten an der Hecke das achtjährige Gretel und sah erlauten zu den Brüdern hinüber. „Ihr habt ja Schokolade!“ rief sie ganz erregt. Fritz war zuerst bei ihr. Doll von Begeisterung reichte er ihr den Rest seiner Tafel hin. Das Madel griff eilig zu und steckte gleich ein großes Stück in den Mund. „Fein!“ rief sie nur und faute emsig weiter. In wenigen Minuten war alles verzehrt. Fritz hatte sie glücklich lächelnd an. Aber das Madel sprang jetzt zu Karl hin, sah nichts, hielt nur die Hand auf. Und nun ergab sich, daß Karl nur erst ganz wenig von der Schokolade gegessen hatte, so daß Gretel jetzt fast die ganze Tafel bekam. Freudestrahlend stand das Madel jetzt bei Karl. Fritz war für sie überhaupt nicht mehr da. Der aber grölte wütend zu dem Bruder hinüber. Und als Karl jetzt gar noch spöttelnd lachte, rannte der Jüngere hin, knuffte den Aelteren herb in die Seite und rief: „Schamt!“ Natürlich blieb auch Karl nichts schuldig. Sofort hatten sie sich in den Saalen, und eine selte Reflexe begann.

Wofas hand Gretel und verzehrte schmähend die Schokolade.

Misslich erkliert der Vater im Garten. Schnell hob er den Schlauch und ließ einen kalten Strahl über die Rausenden schütten, so daß die Kompagnie im Nu auseinander waren und davon liefen.

"Du aber lassen sie, wie Gretel sie beide ausachte und dann mit dem abernem Adorf von nebenan wildschlachend davorlieh.

"Und jetzt bissen beide die Zähne zusammen, stifteten sich an und leichten sich die Hände.

"D hiesse Weiber!" rief Karl. "Einmal bin ich nun bereinigt. Me wieder!"

"Me wieder!" schote Fritz. "D hiesse Weiber!"

Begräbnisrede auf den guten Ton

Von Paul Joh. Hoffmann.

(Nachdruck verboten.)

Allen verehrlichen Leidtragenden und Mitleidtragenden zur Nachricht, daß der in Borstgasse lebende, allgemein beliebte gute Ton inwärtig endgültig an Altersschwäche verstorben ist.

Wie alt der gute Ton eigentlich war, kann man nicht recht sagen. Er war zuletzt etwas altmüßig geworden, trug immer noch Sinesischgefalten im Theater. Kleine Kinder sah er streng an, wenn sie unartig waren, und hieß ihren Rückfleischchen in den Mund, wenn sie artig waren.

Er hatte allerlei merkwürdige Eigenschaften, der gute Ton. Zum Beispiel pflegte er, wenn er in der Straßenbahn saß, nicht gleich sich mit Wählern und Bettungen über vier Plätze breit zu machen, sondern begnügte sich mit einem Platz. Ja, er rückte sogar beiseite, wenn die Bahn sehr belegt war und ermunterte die übrigen Fahrgäste, ein gleiches zu tun, so daß immer noch ein Sitzplatz frei wurde.

Wenn eine alte Dame in den vollen Wagen stieg — dankte nicht ohne eine junge, nein eine alte! — hatte er die formliche Knöchelwacht, aufzukommen und ihr den Platz anzudeuten. Ja, er rückte sogar den Hut. Seinen Kindern und Kindeskindern pflegte er dieses Sprüchlein betruben:

„Mit dem Gute in der Hand kommt man durch das ganze Land.“

Das Sprüchlein ist dann auch nicht etwa vergessen worden. Man sehe. Es ist doch in diesem abgemauerten und lauter heute so:

„Mit dem Gute ins Genick kommt man durch die Republik.“

Fuhr der gute Ton in der Eisenbahn, so war er noch komischer. Er belegte nicht etwa alle vier Sitzplätze, trat auch nicht mit Menschenferse in den Fenstern und durchbohrte nicht jeden mit vernichtendem Blick, der es wagen wollte, in sein (seiner) Urteil einzufallen. Er antwortete sogar auf die Frage, ob noch ein „Blühchen“ frei sei, nicht bloß mit verdorren Aufsehnern, sondern mit einem lauten und vernünftigen „Ja!“

Ging er auf der Straße, so pflegte er Stütz- und Pfannentische wieder in die Räder zu stecken und nicht aufs Straßengemisch, weshalb dieser auch — heute eine Seltenheit — mit Steinewerke um Galaband geehrt, herumlieh. Auch schrie er nicht mitten auf dem Trottoir sich gemütlich niederzusetzen. Er beachte nämlich, daß es auch andere Menschen gibt und nicht jeder wagt mit Handtasche sich ein singermöhen lauberen Pfad auf dem Trottoir herauszufinden mag.

Manche behaupten, der gute Ton sei nie jung gewesen. Aber doch er einmal jung war, erkennt man aus dem, was er alles während seiner Jugendzeit nicht ist.

Zum Beispiel hielt er Dankmäder für Dankmäder und nicht für Zungezitter. Auch pflegte er nicht, wohlmeinenden Erwachsenen, die ihn darauf aufmerksam machten, die Zunge herauszustrecken und erst recht weiter zu klattern.

Er hatte es nicht nötig, zu probieren, ob die Falschgäse auch von Brillen durch wirken und etwa darunter vorbeischieben. Bei den Kopf zu finden, noch weniger, Gefährden und Peine von dort herab auf den Schiffsboden zu schießen.

Sein Talent pflegte er an Papier auszulassen, nicht aber an Tischentwürfen und Bruinenlöcher. Auch nahm er für marmore Figuren keinen Zintenstift auslie, um die Zeichnungen wichtiger zu machen.

In Partanlagen mußte er nicht um jeden Preis sich neben den dreien Stegen im Hofen noch eine Privatloftbahn zu besetzen.

Und als er alter wurde und Vater wurde, fiel es ihm sogar auf, wenn der Sohn das Monatsentkommen eines kleinen Beamten, aber die Bebenshaltung eines Arzeneimittelverkäufers hatte. Er pflegte dann nach dem Grund zu fragen, und das war es auch, wenn seine Tochter jeden Morgen erst gegen vier Uhr nach Hause kam.

Beachtliche Leidtragende und Mitleidtragende, man sagt, daß der gute Ton irgendwo einen Nachkommen habe, der noch an Leben sei. Aber gesehen hat ihn bisher noch niemand.

Und doch würden wir ihm, käme er nur, Brillen aus Gold bauen, wenn wir welches hätten.

Der Stammsatz von Mergentheim.

Von Arie Ger.

(Nachdruck verboten.)

Vor zwei Jahren im Monat Juli (siehe in mein, wenige Kilometer von Bad Mergentheim entfernt gelegenes Zuzulung mein alter Berliner Hauswirt Hermann Gregole plößlich und unerwartet den Kopf durch den Türpfost.

Meine Freunde war groß, denn unser Verhältnis war — was ja in Berlin nicht allzu oft vorkommen solt — das denkbar beste. Ich probte sofort mit meinem elegantesten Anst, den er sich in unserem Garten trefflich munden ließ.

„Da stammen Sie aber, alter Freund, daß ich so mitten im Sommer bei Ihnen hienneise, was?“ fragte er nicht ohne Begründung.

„Sie sind zur Zeit in Mergentheim und haben zu Ihrem alten Mieter einen kleinen Hofacker gemacht“, erriet ich, „aber Sie waren doch, wenn ich mich recht entsinne, Stammsatz in Karlsbad?“

„Sehr richtig“, bekräftigte Gregole, „aber ich habe die Hofackerereien satt. Von Pontius zu Pilatus bin ich gelaufen, um schließlich doch seinen Platz zu bekommen. Warum in die

Ferne schweifen? Wir haben doch unser „Karlsbad“ in eigenen Hände. Ich trinke jetzt erst vierzehn Tage die Karlsquelle und fühle mich erquickt besser.“

„Wo haben Sie denn jetzt, Herr Gregole? Ist’s wieder der Magen?“ fragte ich neckend.

„I behaupt“, erwiderte er, „bisamal ist’s Beir und Galle. Was meinen Sie, was ich mit meinen fünf Hältern in Berlin habe ärgern müssen. Die Mergentheimer haben sie mit von den Treppen weggeholt. Die Mergentheimer haben sie vom Besetzungskörper abgehaupt. Ich einmal das, was nicht und nagelstest war, liegen sie dran.“

Der alte Herr mußte sich erst vor innerer Erregung etwas verkaufen.

„Und in Nummer eins, wo Sie wohnten, war’s am schlimmsten“, fuhr er fort. „Die Zentralheizung, die elende niederträchtige Zentralheizung! Sochs große Wohnung, und kein Rohr aufzutreiben. Ja, wenn alles solche Mieter wie Sie gewesen wären, dann hätte ich nie die Selbstsucht bekommen.“

Nach dem Frühstück führte ich ihn zu der berühmten, im Jahre 1610 erbauten Wollganzkapelle, einem höchst regionalen Wert der Spätgotik. Die uralte Tamburine, die dies Kleinod trägt, hat dem Hochmaß dieser Jahrhunderte zu widerstehen vermocht.

„Wie an der Zepf“, sagte mein alter Hauswirt, als er seinen Blick auf den romantischen Ufern der Tauber entlang schweifen ließ, und als ich ihm das romantisch auf dem Rütberg gelegene Walded zeigte, ist er voller Freude aus, „Wie bei Herz!“

— Seit zwei Jahren gehört mein alter Hauswirt nun zu den selten sonnlichen Erscheinungen Mergentheims. In diesem Jahre hatte er einer große Dummheit gemacht; er hatte sich nicht vorher ein Zimmer bestellt. Als er in der lieblichen Tauberstadt eintraf, war jeder Winkel bis zum Dachboden besetzt. So nahm ich den Oberboden, der mit so lange Untertung prächtig hatte, in meinem Heim auf. Wenn er mit dem Fremdbesitzer, konnte er rechtzeitig zum Reuebewußt sein der Sprudelfische erscheinen.

Gregole war überglücklich, daß ich mich seiner erbarmte. Mehr noch glücklicher war er, als er eines Abends zu seinem Altersgenossen Sompertenen fuhr. Sein bringendramatisches Urteil lautete:

„Wissen Sie, wen ich in Mergentheim gesehen habe? Ebert. Er scheint sich hier gut zu erholen.“

„Gut zu sich verbünden, einstmals Herrscher der Bulgaren“, erwiderte ich. „Der König, wie man ihn in Mergentheim nennt, krißig fünf Jahren keine angestrichene Leber in unserem schönen Quellbad auf. Wenn Sie noch ein paar Wochen hierbleiben, werden Sie noch einen anderen König in Mergentheim einziehen sehen, König Wilhelm, einst, Mergentbergs geliebter Herr.“ Und dieser folgende Herrscher ist in der Tat — auch heute noch — im ganzen Lande bei arm und reich beliebt.

Gregole bedauerte. Seine Zeit war „rum“, und die teure Gattin, die in der Zwischenzeit die fünf Häuser verwaltete, hatte gerade an dem Tage geschrieben, wenn er sie nicht bald ablöse, müsse sie zur Luft nach Mergentheim.

Beim Abschied wünschte ich ihm dauernde Seilung: „Hoffentlich brauchen Sie in nächsten Jahr nicht mehr den Karlsbrunnen zu trinken.“

„Ausgeschlossen“, daß nicht „Gh Gregole kopfshüttend heilt“, hab ich mich nicht abson die Tage für nächstes Jahr bereit, den alten Mann, den ich bei einem Sommeraufenthalt in Karlsbad bei seiner Hauswirt mit Zentralheizung und Verforgung den Winter über durchzumachen hat.“

Expressionismus und seine Grenzen auf der Bühne.

Von Dr. Friedrich Gehring.

Spielführer am Reichstheater, Gera.

(Nachdruck verboten.)

Das Schlagwort „Expressionismus“ wurde in alsu rahehem Umfange abgefaßt und durch Tamdrusch deerer entwertet, die nur die Geste, aber nicht das Wesen der jungen Kunst begriffen. Man kann das Führende und Ausführende nicht in einem starren Worte fassen. Und je fester eine die Spiegelungen seiner Seele lauten und je heftiger er keine Glut in die Welt schleudert, um so weniger bewußt wird er mitlauten in dem Gleichschritt eines intellektuellen Modrotros. Symptomatisch für diese Zeit war es, daß bereits der Rubiner mit Trug vielstellige Bühler geschrieben wurden, in denen Namen der Bewegung in Schmeißer registriert, dramatische Proben zu Wänden geschnitten und von den Oberlehrern der Literatur mit Jenzen beachtet wurden, als ob irgend solch Literaturtyp der Wissenschaft um ein Jahrhundert vorausbie: könnte oder darum, weil er etwa Hebel hervorragend gerechelt, unbeding aus das Gera nach hören müssen müße.

Schneller als erwartet, kamante junger Geist auf das Theater über. Mit überleuchtender Wunder begann man aufzudrücken. Weimort frei sei es historisch, naturalistisch oder ornamentale. Der laute Hauch der Anschauung wurde erkannt. Man verstand, daß die bloße Nachahmung der Wirklichkeit die Kunst um ihre belohnende Deutungsereignung zu bringen drohte. Man suchte das Wesentliche in Architektur, Licht, Gebärde und Melodie der Rede. Der Schauspielere wurde innerlich des auf ihn zuwirkenden und durch ihn bedingten Rahmens wider Zentrum. Und alles hingehend einhellig auf den Ausdrucksweisen des Wortes: Zusammenfassung aller Spannkraft in eindeutigen Bild, Ton und Wort — Körper als Form geworden Bild und Seele. Viel ist hier im Werden. Monatsjahre Torz neuer Möglichkeiten hat noch zu erschließen. Und es ist eine Zeit, heute spielen, zuletzt, wo kein Weg mehr gibt als das ungeschwehene aus dem schpfeilerischen Weite des Wortes.

Aber — auch hier droht Gefahren: Anarchie im Stil. Expressionismus und des Expressionismus milten, ohne organischen Sinn. Wohl war es natürlich, daß die Vereingung der letzten Jugendernungsmittel und die vielfältigere Erheit der spielerischen Gestaltung auch den stärksten zugute kam, daß man hier stilisierte und vereinfachte, wo man früher historisiert hatte, daß man die Jöhler der zeitlichen Umworbung gemäß den Symbolischen gegenüber dem stilklichen Nationalsthen betonte und daß man Grundrind in der Darstellung von dem letzten naturalistischen Ueberfusse befreite und ihn, sagen wir, rein metaphysisch hob. Aber eine stilmante Manier gewankt gleichzeitig Boden. Auswäüge wuchern, und Erfahrung und Schöpfung gesphenren bereits bedingend auf der jungen Bühne. Aus ist es heute durchaus nicht mehr selbstverständlich, die Dramatik auszusprechen, daß es expressionistisch

falsche Werte gibt, die sich dem Theater verschließen, wenigstens den des Volkes und den Augen erquickt literarischen Mängelstöße können wir uns nicht leisten. Das Theater ist nicht dazu da, um aus chaotischer Dämmerung dunkel stehende Worte zu gebären, deren Wesen auch bei williger Bereitschaft für den normalen Zuschauer nicht zu erreichen ist. Der antiurteilsfähige sich bräunende Trost, dem Durchschrittsdauer das Unschäubare, dem Sber das Unüberbare aufzubringen, erscheint in seiner Zwecklosigkeit beinahe kindlich. Jede Kräfteverschwendung ist heute Kraß an der geistigen Selbstbehauptung unseres Volkes. Das Theater hat in dieser Zeit am wenigsten die Sendung, chaotischer als das Chaos zu sein, sondern, soweit es die Welt zuläßt, hieneiligsten in ihre Duschheit.

Es ist nicht zu vermeiden, die stärksten in miferntendendsten Expressionismus auszuheben, und man verlor das Gefühl dafür, daß etwa Goethes „Faust“ mit sinfonisch wechselnden bunten Scheinverpen zu umlichten, eine Sünde wäre: die Seele dieser Dichtung ist. Man wird am Ende noch Hauptmanns „Bierpils“ in blauen und roten und grünen Stillstimmern als Schattenspiel physischer Vorbängen geben! So sehr eine Art von futuristisch-lyrischer Jugenerregung etwa für Strindbergs „Traumspiel“ begehrt, ja gefordert sein darf, so wenig läßt sich Johns „Kosmosesolm“ in eine reine Stillierung einwandigen. Zutaten der Regie gelten lebhaft als Fortführung der inneren Inten des Wertes. Nur ein einziger kategorischer Imperativ bindet den Spielleiter: Dem Dichter, was des Dichters ist, seine Experiment um seiner Freiheit willen! Inertraglich aus wird die Lust, frampfige Gebärden, epitelische Haltung und Wertgerade aus neuzutragenden Gedanken auf falsche Gefühle zu übertragen. So gibt es heute noch Bühnen an, an denen man Werfels „Franken“ wie die Braut von Messina sieht und wieder andere, wo man schon „Hamel“ zu gerseht, als ob er von Johannes Rudolf Weiser wäre. Solche Fälschungen und Entstellungen des Geschmackes komprimieren den Ernst des neuen Kunstwillens. Ausdruck des Wertes fördert das Theater, nicht Willkür und Lume! Jedes Wertes einigt bestimmt, überleben und restlosen Ausdruck erfüllt mit den Wesen und gesehen mit den Augen der Gegenwart. Und dieser Willkür zur Gestalt im Geiste — das ist nämlich zu deutsch Expressionismus — begehrt nicht bloß so oft die Modeprogramme der Mittelalter einzig, vom dem Spieker mitzudenken zu werden und sich daraus die heute schon recht preiswerte Königsgröße zu wunden, sondern jucht ungeheimmert Steigerung der Klarheit und auf der Bühne: letzte Verdrückung und Emdringtheit des Wertes im empfinden und sinnhaftesten Ausdruck.

Literatur.

Ein Ausweg. Gelandung der Mirschitz durch Gelandung der Reichsgenossen. Von A. Kucherski. Verlag Hans Robert Engelmann, Berlin 1921.

„Die Dame auf der Landstraße.“ Roman von Werner Sogefi. (Rudolf Mollse, Buchverlag, Berlin SW 68.)

Besitzt der von Liebe ihres alten Vaters, umgeben von allem Luxus, den unbegrenzten Reichum bieten kann, wächst die junge mutterlose Sibille Blant heran. Aber ihr Blut sehnt sich heimlich nach Abenteuerlichem, ein unwiderwärtiger Zwang, die „Nagabundenkrankheit“, treibt sie in die Arme von Menschen, denen jeder moralische Wert verlag ist. Das Erbeil ihrer Mutter verlor und an dieser Seite zugrunde gegangen ist. Doch Sibille kämpft gegen ihr Verhängnis und will ihm nicht erliegen. Nach dem Tode ihres Vaters ist sie reich und unabhängig. An der Seite eines jungen Mannes, eines Mirschitz, der ihr Leben leant und sie liebt, will, nicht die Schwäggen, die dunklen Mächte in ihrem Leben, allein, es ist schon zu spät. Sie erliegt der unheilbaren Krankheit, die in ihr Schicksal zu verpflanzte, geht sie freiwillig in den Tod. Barmherzige Wellen nehmen sie auf und läshen den heißen Brand, der ihre junge Seele verbrante. — Mit acht bildschöner Gestaltungsstärke, in einer wundervollen Sprache hat Werner Sogeff das Leben dieser armen Sibille Blant geschildert. Der Leser ist von Anfang an im Banne ihres Schicksals und verlorzt in welcher Spannung die abwechselungsreichen Geschehnisse dieses lebenswarmen Romans, der in seinem Verlauf an feststehendes Bild unterer zerfällt und in solchen Gegenwort ist. Sogeffs Wert wird zweifellos einen großen Verehrer gewinnen.

„Arie Ger.“ Ein Roman. Einbandgestaltung von A. Bogner. 1921. „Mila“, Wiener Literarische Anstalt. Wien — Leipzig.

Der Autor, der wir schon aus seiner „Styngensammlung“, „Der stille Abend“ als Schöpfer von Stimmungsbildern grarteit, hat nun schänen gelernt haben, hat in seinen neuen Werke einen eigenartigen Reizgebung wärdigen Stoff gefunden. Nur ein Dichter mit einer so tiefen Einfühlungskraft und so liebevollem Verstehen aus des Kleinen vermochte ein Bild Wiens und seiner Bewohner von so unergreiflicher Klarheit und Treue zu schaffen. In diesem Buche lebt die mögliche Seele dieser Stadt.

„Sachselbücher.“ Ist ein illustriert: Monatschrift, der namentlich als Heimatstift eine Brücke zwischen Heimat und Fremde für die außerhalb der grün-wäldigen Grenzgebiete lebenden Sachkenner sein soll. Wider und Aufsätze werden und pflegen die Heimatliche, Volks- und Heimatkunde. Wir sind überzeugt, daß diese billige Monatschrift auch den hier lebenden Sachgen ein willkommener Gruß aus der alten Heimat sein wird. (Verlag der „Sachselbücher“, Altonasische Buchverdreret, Dresden-V. 1, Im See 7, Böhlscheidten Dresden 1921, im Verlage des Verlags.)

„Die glückliche Welt.“ Roman von Anna Elisabeth Wittmann. (Rudolf Mollse, Buchverlag, Berlin SW 68.)

Die künstlerische Stellung, die Anna Elisabeth Wittmann hier in verhältnismäßig kurzer Zeit mit ihren Werken erlangen, dankt sie in erster Linie der tiefen inneren Wirkung ihrer lebenswarmen Gedanken und Handlungen. Sie schreibt nicht, um nur zu unterhalten, sie erzieht, um zu erklären und zu erklären! Wie ihre Romane fragen darum das Leben des Schickslichen und mit darum auch erfüllt von innerer Spannung. Auch ihr neuester Roman: „Die glückliche Welt“ trägt diese besonderen Merkmale eines tiefen inneren Trues. Wert mehr, als sich in kurzen Worten sagen läßt, liegt in diesem Roman.

Einzigartig zweifelhafte Gesellschaftsromane. Von Steiner Ludwigs W. Deut. Industrieverlag Schwach und Binde. Berlin G. 2, 1921.

Zu beziehen durch die Goethe-Buchhandlung Halle a. S., Gr. Ulrichstraße 63, Fernruf 420 u. 1690.